

Tocqueville | Über die Demokratie in Amerika

Alexis de Tocqueville
Über die Demokratie
in Amerika

Ausgewählt und herausgegeben
von Jacob P. Mayer

Reclam

Titel der französischen Originalausgabe:
De la démocratie en Amérique

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14189
1985, 2021 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Eberl & Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2021

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014189-2

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Vorwort von Carl J. Burckhardt

1956

Es ist zu hoffen, dass die deutsche Wiedergabe von Tocquevilles prophetischem Erstlings- und Hauptwerk, *Über die Demokratie in Amerika*, das in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen war¹ und damals augenblicklich bewunderndes Aufsehen der Zeitgenossen erregt hatte, heute recht vielen deutschen Lesern zum eindringlichen Studium des amerikanischen Phänomens verhelfen wird. Um 1840 klangen Tocquevilles Aussagen wie die Ankündigung überraschender, geistvoller Wetten, deren Einsatz gewagt wurde, weil der Autor eine einzigartige Methode der Deduktion besaß, um seine Einsicht zu gewinnen und zu begründen. Heute, mehr als hundert Jahre später, ist der Verfallstermin der Wette abgelaufen, der geschichtliche Ablauf hat sich vollzogen, der Tatbestand liegt klar vor unseren Augen. Aus solchen wahrhaft mitreißenden geistigen Wagnissen lässt sich große politische Erfahrung gewinnen.

Wer ist Tocqueville? Er erscheint als einzigartiger Beurteiler des Staatslebens nach dem Auftakt der Französischen Revolution. Die Methode, mit der er Funktion, Zusammenhang und Entwicklung der politischen Gemeinschaft untersucht, ist aristotelisch. Zwei große Deutsche haben ihn früh und richtig erkannt: Karl Hillebrand, eine Zeitlang Sekretär Heinrich Heines, einer der größten deutschen Essayisten des 19. Jahrhunderts, und sodann Dilthey.

1 J. P. Mayer, *Alexis de Tocqueville* (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; englische Ausgabe bei Dent, London; französische Ausgabe bei Gallimard, Paris). [Anm. von C. J. Burckhardt.]

Dilthey sagt von Tocqueville: »Er ist der Analytiker unter den geschichtlichen Forschern seiner Zeit, und zwar unter allen Analytikern der politischen Welt der größte seit Aristoteles und Machiavelli.« Tocquevilles erstes Werk, *Über die Demokratie in Amerika*, erschien im Jahre 1835, der zweite Teil des Buches folgte im Jahre 1840. Beim Erscheinen der ersten zwei Bände war Tocqueville 30 Jahre alt. Er war aus keiner Schule hervorgegangen, er ist keiner Gruppe zuzurechnen. Der Erfolg des jungen Autors war ein durchschlagender, in Frankreich ebenso sehr wie in den angelsächsischen Ländern und in Deutschland. Royer-Collard sagte damals, seit Montesquieu sei kein solcher Erfolg zu verzeichnen gewesen. Stuart Mill schrieb eine eindringliche Besprechung dieses Erstlingswerkes.

Tocqueville, der seine öffentliche Laufbahn als Richter begonnen hatte, beendete sie als Außenminister der Ersten Republik nach der 48er Revolution und vor dem Staatsstreich Louis Napoleons. Sein politisches Wirken als Parlamentarier und Staatsmann enttäuschte ihn und ließ sich in seiner Bedeutung in keiner Weise mit dem Wirken des Denkers und Schriftstellers vergleichen.

Sein zweites großes Werk, *Die Revolution und das alte Regime*, begann er erst nach dem Rücktritt von den Staatsgeschäften. Es ist nicht beendet worden – Tocqueville starb 1859 an einer Krankheit, zu der er den Keim schon früh auf seiner amerikanischen Studienreise erworben hatte.

Aufschluss über seine Person und sein Werk geben seine zahlreichen Korrespondenzen und vor allem seine Erinnerungen, die erst während des Zweiten Weltkrieges ungekürzt erschienen sind.

Wenn in seinen Briefen, den Reden, die er als Mitglied

des Institut de France und der Französischen Akademie gehalten hat, vor allem in den erwähnten Hauptwerken die erstaunlichen Urteile des Staatsdenkers, des Soziologen und Historikers hervortreten, so geben die Memoiren das Maß seiner verhaltenen Leidenschaft und einer Menschenkenntnis, die ihn ebenbürtig neben Saint-Simon und La Bruyère stellen.

Es blieb der lebenden Generation nach dem Zweiten Weltkrieg vorbehalten, die oft sensationell wirkende Richtigkeit seiner Voraussagen festzustellen. Vorher wurde er nur gewissermaßen von den seltenen Gipfeln aus, den bedeutendsten Köpfen des 19. Jahrhunderts erkannt. Zur Zeit der Dritten Republik bis 1914 wurde er, vor allem in seinem eigenen Lande, den Liberalen zugerechnet; und als Liberaler wurde er vergessen und nicht mehr gelesen. Von den Liberalen aber unterscheidet er sich in entscheidenden Zügen, vor allem durch seinen Freiheitsbegriff, der im Religiösen wurzelt. Er hat die beiden hauptsächlichsten Gefahren der Demokratie vorausgesagt: Anarchie und Diktatur – in beiden Fällen das Entstehen einer erdrückenden Beamten-schaft. Er hat die Konsequenzen aus den drei Postulaten der Französischen Revolution gezogen: aus der Freiheit, an der er, nach den Worten eines seiner Zeitgenossen, »hing wie Pascal an seinem Kreuz«, der Freiheit, um deren Zukunft er bangte; aus der Gleichheit sodann und ihrem Entwicklungsgang zur Vermassung hin, und endlich aus dem Nationalismus. Er hat das Verschwinden des Privatbesitzes vorausgesehen. Die Lage Europas, wie sie sich hundert Jahre nach der Niederschrift seiner Werke darstellen würde, erkannte er als eingespannt in das Gegensatzpaar: Amerika, bewohnt von 150 Millionen weithin gleichgearteten

Menschen, die, bewegt von schwankender, allmächtiger öffentlicher Meinung, mit den Mitteln der Technik der Natur alle denkbaren materiellen Werte abringen – und Russland, das mit seinen einem einzigen Willen unterworfenen Massen dasjenige bekämpft, was einst den Namen der Zivilisation erhalten hatte, und den Träger dieser Zivilisation, den »menschlichen Menschen«.

Tocqueville und sein Werk

Tocquevilles Buch *De la démocratie en Amérique* (Über die Demokratie in Amerika) erschien im Jahre 1835. Drei Jahre vorher war sein Verfasser aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, wo er fast ein Jahr geweilt hatte. Wie Montesquieu den *Geist der Gesetze* nur nach der Erfahrung der englischen Staatswirklichkeit schreiben konnte, so war auch für Tocqueville der Umgang mit der gelebten und erlebten Wirklichkeit der jungen amerikanischen Demokratie unerlässlich für die Konzeption seines Buches. Gemeinsam mit seinem Freund Gustave de Beaumont hatte er als Vorwand der Reise das Studium des amerikanischen Gefängniswesens gewählt; in der Tat veröffentlichten die beiden Reisegefährten im Jahre 1833 gemeinsam ein Buch *Du Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application en France*. Sicherlich war jedoch der eigentliche Anlass der Reise, jedenfalls für Tocqueville, das Studium der amerikanischen Demokratie. Es handelte sich für ihn nicht nur um eine Beschreibung und Interpretation des amerikanischen Staates und der ihn tragenden Gesellschaftsordnung, sondern gleichzeitig um die Anwendung der dort zu findenden Tendenzen auf die staatliche und soziale Welt Frankreichs. Auf vielen Seiten des vollendeten Werkes findet der aufmerksame Leser die Bestätigung dieser zweifachen Blickrichtung.

Es erübrigt sich hier, auf die amerikanische Reise Tocquevilles näher einzugehen. George Wilson Pierson hat sie gleichsam Tag für Tag in seinem bahnbrechenden Buch *Tocqueville and Beaumont in America* (1938) restituiert. Hier interessiert uns vor allem das vollendete Produkt: das

Werk *Über die Demokratie in Amerika*, das wir dem Leser in einer, wie ich hoffe, gültigen Auswahl vorlegen. Dem ersten Bande vom Jahre 1835 folgte im Jahre 1840 ein Schlussband.

Der erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der soziologischen Analyse des amerikanischen Staates: nicht nur mit der Struktur des amerikanischen Bundesstaates, sondern auch mit der Struktur der Einzelstaaten, wie sie aus ihren ethnisch-geographischen und historischen Voraussetzungen entstanden sind. Lange bevor das Wort Soziologie zur Mode geworden war, handhabte Tocqueville diese Wissenschaft mit klassischer Meisterschaft.

Nur auf einige zentrale Punkte sei hingewiesen: Der Abschnitt 9 unserer Auswahl untersucht die Omnipotenz der Mehrheit in den Vereinigten Staaten und deren Wirkungen. Niemand kann sich ihrem Einfluss entziehen. Ein wahres Entsetzen leuchtet durch die Schärfe und untrügliche Analyse des großen Staatsdenkers, der andererseits jedoch ganz überzeugt ist, dass die Majoritäts-Demokratie das Schicksal der europäischen Welt ist und ihre nahe und ferne Zukunft einschließt. Wie kann man ihre Allgewalt hemmen und einschränken? Die Beantwortung dieser Frage ist Tocquevilles Grundanliegen. Hier wendet sich sein Blick auf die englischen Staatstraditionen, die er, bevor er den ersten Band des Amerika-Werkes veröffentlicht hatte, an Ort und Stelle studierte. Tocqueville ist im Jahre 1833 nach England gefahren, sicherlich, weil ihm die britische Staats- und Sozialwirklichkeit für die Ausarbeitung seiner eigenen Staatssoziologie unerlässlich schien. Die Bedeutung der englischen Lokalverwaltung, die Unabhängigkeit des englischen Rechtswesens, die Offenheit der

englischen Aristokratie – vielleicht die bedeutendste Entdeckung der historischen Soziologie Tocquevilles – sind ihm hier aufgegangen. Tief schöpft er aus Blackstones Kommentaren und des Genfers De Lolme Buch über die englische Verfassung.¹ Beide Werke sind für Tocqueville ebenso wichtig wie die lebendige Erfahrung der englischen staatlichen und gesellschaftlich-geschichtlichen Einrichtungen. Dem angloamerikanischen Rechtsgeist widmet er eine Darstellung, die für alle rechtssoziologischen Untersuchungen beispielgebend bleiben muss. Nichts lässt sich der Tocqueville'schen Analyse der soziologischen Bedeutung des Geschworenen-Kollegiums (*jury*) zur Seite stellen, selbst nicht das Beste in den rechtssoziologischen Arbeiten Max Webers, der überdies mit Tocqueville viel Gemeinsames hat.

Man sieht überall, wie Tocqueville, der durch die Schule der großen französischen Magistrate gegangen ist, den Rechtsgeist die staatlichen Einrichtungen durchdringen lässt. Er dringt bis zur Struktur der Dinge vor: älteste Traditionen werden lebendig und das Gegenwärtige weist in die Zukunft. So wächst der zweite Teil des ersten Bandes in eine Soziologie des amerikanischen politischen Geistes, wobei das Wort »politisch« im überparteilichen, allumfassenden Sinne der platonisch-aristotelischen Tradition verstanden werden muss. Plato, Aristoteles, Machiavelli, Bodin und immer wieder Montesquieu, der Tocqueville bis in den Stil bestimmt hat, bilden die Ahnenreihe des Amerika-Werkes.

Die Gegenwartsbedeutung der rechts- und staatssozio-

1 Zur Bibliographie dieser Titel vgl. zweiten Band, Kap. 4, Fußn. 3.

logischen Einsichten Tocquevilles kann noch genauer aufgezeigt werden: Als die Richter des Obersten Bundes-Gerichtshofes durch ihre Entscheidung vom 24. Juli 1974 Richard Nixon zum Rücktritt zwangen, beriefen sie sich ausdrücklich auf die von Montesquieu festgelegte Grundregel, dass eine freie republikanische Regierung sich der juristischen Macht, die im Konflikt der Legislative mit der Exekutive unabhängig sein muss, zu beugen habe. Die obersten Bundesrichter zitierten in ihrer Urteilsbegründung Montesquieu unter Berufung auf einen der Gründungsväter der amerikanischen Verfassung: In der Tat hatte sich Madison im *Federalist* (Nr. 47) auf Montesquieu bezogen. Der *Federalist* ist eine der Hauptquellen Tocquevilles, und so ist es keineswegs zufällig, wenn Tocqueville in unserem Band schreibt: »Es gibt in den Vereinigten Staaten kaum ein politisches Problem, das nicht früher oder später zu einem rechtlichen Problem wird.« Wie oft ist dieser schwerwiegende Satz während des Verlaufes der Watergate-Angelegenheit zitiert worden!

Kaum war der erste Band veröffentlicht, machte sich Tocqueville an die Ausarbeitung des zweiten Bandes, der ihn fünf Jahre in Atem hielt. Sein Weltruhm war sichergestellt. Chateaubriand, mit dem ihn verwandtschaftliche Bande verknüpften, Royer-Collard, Sainte-Beuve begrüßten den Dreißigjährigen als »Montesquieu des 19. Jahrhunderts«. In England feierte ihn John Stuart Mill nicht anders. Das Werk wurde von F. A. Rüder 1836 ins Deutsche übertragen; die Geschichte seiner tiefen Wirkung auf den deutschen Frühliberalismus ist wichtig.

Im Jahre 1835 reiste Tocqueville erneut nach England. Dort traf er Mill, den bedeutenden Nationalökonom

Nassau-Senior, mit dem er zeitlebens in regstem freundschaftlichem Austausch blieb; auch Henry Reeve, seinen treuen Übersetzer und Freund, und viele andere bedeutende Gestalten der damaligen englischen politischen Welt.

Zweifellos ist der zweite Band des Amerika-Werkes reifer, abgeklärter. Sainte-Beuve, der große französische Kritiker, so abwegig sonst sein Urteil über den Schlussband von Tocquevilles Werk ist, hat doch in einem recht: Amerika wird zum Vorwand, die zukünftigen Tendenzen der demokratischen Welt zu erfassen. Tocqueville fühlte die methodische Schwierigkeit des zweiten Bandes selbst, denn er schreibt in einem Briefe an John Stuart Mill vom 18. Dezember 1840: »Dieser zweite Teil der *Demokratie* war in Frankreich weniger populär als der erste [...]. Ich bin daher sehr beschäftigt, in mir selbst den Fehler zu suchen, in den ich verfallen bin [...]. Ich glaube, dass das Übel, das ich suche, sich in der Problemstellung des Buches selbst findet. Es schließt etwas Obskures und Problematisches ein, das die große Menge nicht ergreift. Als ich ausschließlich von der demokratischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten sprach, verstand man das sofort. Wenn ich von unserer demokratischen Gesellschaft in Frankreich gesprochen hätte, so wie sie sich heute darstellt, hätte man das auch noch gut begriffen. Aber indem ich von Ideen ausging, die mir die amerikanische und französische Gesellschaft zur Verfügung stellten, wollte ich *allgemeine Züge demokratischer Gesellschaften zeichnen, von denen noch kein vollständiges Modell existiert.*«² Tocqueville war wie Montaigne, Pascal und Montesquieu – und er gehört

2 Hervorhebung des Herausgebers.

durchaus in diese Klasse von Denkern – ein Meister der Selbstanalyse.

Der Leser muss sich diese Sätze scharf einprägen, bevor er an die Lektüre des zweiten Bandes geht: in der Tat, Amerika wird zum Vorwand, denn Tocquevilles Untersuchungen dringen an jeder Stelle zur *universellen* Problematik einer demokratischen Weltordnung vor, wie sie heute vor uns steht. Dies gibt dem Werk seine faszinierende Aktualität, die uns immer wieder in ihrem Bann hält.

Ein Kapitel wie das über »die Aristokratie der Industrie« oder »Weshalb die großen Revolutionen selten werden« illustrieren seine Überlegenheit selbst gegenüber seinen bedeutendsten Zeitgenossen; so z. B. Karl Marx. Während Marx das »Absterben« des Staates lehrte, zeigt uns Tocqueville, wie dessen Macht zum Leviathan wird, der uns heute, mehr als hundert Jahre nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes des Amerika-Werkes, fast völlig verschlungen hat. Immerhin haben wir in Europa und in Amerika noch die Freiheit, Tocquevilles Warnungen zu veröffentlichen – und vielleicht sogar sie zu lesen und zu beachten.

Die gefahrdrohende Spannung zwischen Gleichheit und Freiheit, wie sie die historisch unvermeidliche Angleichung der Menschen zur Folge hat, ist von Marx übersehen worden. Dieser hatte seine Staatstheorie an Spinoza und Rousseau orientiert, und diese Letzteren hatten ihre politischen Philosophien am Kleinstaat ausgerichtet. Auch die Staatstheorie Hegels kennt die Problematik des modernen Massenstaats nicht. Montesquieu, der mit den gefährlichen Spannungen des Großstaates durch seine Studien über den Niedergang Roms tief vertraut war, hatte den stärksten

Einfluss auf Tocqueville, der dessen *Geist der Gesetze* gleichsam auswendig wusste. Viele Stellen des vorliegenden Buches belegen dies. Marx dagegen hat über die Großstaatsproblematik bei Montesquieu hinweggelesen.

Nur die administrative Dezentralisierung der staatlichen Zentralgewalt kann die menschliche Freiheit existentiell bewahren. Es ist möglich, dass Tocqueville die potentielle Kraft der englisch-amerikanischen lokalen Verwaltung überschätzt hat. Wahrscheinlich sind seine englischen und amerikanischen liberalen Freunde, die seine unermüdlichen Fragen beantwortet haben, zu optimistisch gewesen. Denn wir sehen heute, um nur von England zu sprechen, wie sich anonyme zentralistische Bürokratien auch in die Distrikte und Grafschaften eingenistet haben. Und trotzdem ist die Tocqueville'sche These von der Wichtigkeit der politischen Partizipation des Staatsbürgers im kleinsten kommunalen Bereich eines der grundlegenden Desiderata unserer krisengeschüttelten Gegenwart.

Der vierte Teil des zweiten Bandes ist ohne Zweifel eines der bleibenden Meisterwerke der soziologischen Weltliteratur. Erst unsere unmittelbare Gegenwart macht diese tiefschichtige Analyse völlig verständlich.

Die Seiten, mit denen Tocqueville sein Amerika-Werk beschließt, helfen uns, unseren geschichtlichen Standort zu verstehen und vielleicht sogar die Instrumente zu entwerfen, der Zukunft gewachsen zu sein. Hier fasst Tocqueville zehnjähriges Nachdenken und Erfahrung zusammen. »Ich denke«, so schreibt er, »dass in den demokratischen Jahrhunderten, die sich jetzt eröffnen, die individuelle Unabhängigkeit und die lokalen Freiheiten immer ein Produkt der Kunst sein werden. Die Zentralisation wird die natürli-

che Regierung sein.« Er meint selbstredend mit dem Begriff »Kunst« die politische Kunst – die Politik.³

Alexis de Tocqueville, der, aus altem normannischem Adel stammend, 1805 in Paris geboren wurde, starb in Cannes im Jahre 1859. Er war in der Hochblüte des Zeitalters Louis Napoleons in seinem eignen Vaterland zum politischen Emigranten geworden. Er hat für die Zukunft geschrieben, die jetzt unsere Gegenwart ist.

J. P. Mayer

³ Ich habe die Wirkungsgeschichte des Amerika-Werkes in meiner französischen Ausgabe ausführlich dargestellt. Vgl. Tocqueville, *Œuvres complètes* I,2, S. 384 ff. Mein Buch *Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters* (31972) gibt eine Einführung in das Gesamtwerk des großen französischen Soziologen.

Aus dem ersten Band

Einleitung

Von all dem Neuen, das während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten meine Aufmerksamkeit auf sich zog, hat mich nichts so lebhaft beeindruckt wie die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen. Als bald wurde mir der erstaunliche Einfluss klar, den diese bedeutende Tatsache auf das Leben der Gesellschaft ausübt; sie gibt dem öffentlichen Geist eine bestimmte Richtung und den Gesetzen ein bestimmtes Wesen; sie gibt den Regierenden neue Grundsätze und den Regierten besondere Gewohnheiten.

Bald erkannte ich, dass diese Tatsache weit über das politische Leben und die Gesetze hinaus von Einfluss ist und dass sie die bürgerliche Gesellschaft nicht weniger beherrscht als die Regierung: sie erzeugt Meinungen, lässt Gefühle entstehen, weckt Gewohnheiten und verwandelt alles, was sie nicht hervorbringt.

So sah ich, je mehr ich mich mit der amerikanischen Gesellschaft beschäftigte, in der Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen immer deutlicher das schöpferische Prinzip, das allen Einzeltatsachen zugrunde zu liegen schien, und ich stieß immer wieder auf diese Gleichheit als auf einen zentralen Punkt, in den alle meine Beobachtungen einmündeten.

Darauf kehrte ich mit meinen Gedanken zu unserem Erdteil zurück, und ich hatte den Eindruck, hier etwas Ähnliches wahrzunehmen. Ich sah, wie die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen, ohne – wie in Amerika – ihre äußersten Grenzen erreicht zu haben, ihnen täglich immer näher rückte; und mir schien die gleiche Demokratie, die über die amerikanische Gesellschaft herrscht, in Europa sich rasch der Herrschaft zu nähern.

Da entschloss ich mich, das vorliegende Buch zu schreiben.

Eine große demokratische Revolution ist bei uns im Gange; alle nehmen sie wahr, aber nicht alle beurteilen sie auf die gleiche Weise. Die einen betrachten sie als etwas Neues, Zufälliges und hoffen, sie noch aufhalten zu können; andere halten sie dagegen für unwiderstehlich, weil sie ihnen als die stetigste, die älteste und die anhaltendste Entwicklung erscheint, die in der Geschichte bekannt ist.

Ich vergegenwärtige mir zunächst kurz, was Frankreich vor siebenhundert Jahren war: ich sehe es unter einige wenige Familien aufgeteilt, die den Grund und Boden besitzen und die Einwohner regieren; die Befehlsgewalt vererbt sich dann von einer Generation auf die andere; die Menschen kennen nur ein Mittel, aufeinander zu wirken, die Gewalt; und man entdeckt nur einen Ursprung der Macht, das Grundeigentum.

An dieser Stelle beginnt sich die politische Macht des Klerus zu entfalten und bald auszubreiten. Der Klerus öffnet seine Reihen jedermann, dem Armen wie dem Reichen, dem Bürger wie dem Adligen; die Gleichheit beginnt über die Kirche in die Regierung einzudringen, und wer bisher als Leibeigener in ewiger Knechtschaft elend dahin-

lebte, nimmt nun als Priester mitten unter dem Adel Platz und wird sich später oft über Könige erheben.

Als die Gesellschaft mit der Zeit zivilisierter und gefestigter wird, werden auch die verschiedenen Beziehungen zwischen den Menschen verwickelter und mannigfaltiger. Es meldet sich das Bedürfnis nach bürgerlichen Gesetzen. Die Rechtsgelehrten treten auf den Plan; sie kommen aus den dunklen Gerichtssälen und aus der Zurückgezogenheit verstaubter Kanzleien ans Tageslicht und lassen sich im Gerichtshof des Fürsten an der Seite der hermelin- und waffengeschmückten Barone nieder.

Die Könige richten sich in gewaltigen Unternehmungen zugrunde; die Adligen erschöpfen sich in Privatfehden; die Bürger kommen durch den Handel zu Reichtum. Der Einfluss des Geldes auf die Staatsgeschäfte macht sich bemerkbar. Der Handel ist eine neue Quelle der Macht, und die Finanziers werden eine politische Größe, die man verachtet und umwirbt.

Langsam breitet die Bildung sich aus; man sieht, wie der Sinn für Literatur und Künste erwacht; nun wird der Geist ein Element des Erfolges; die Wissenschaft wird ein Hilfsmittel der Regierung, die Intelligenz eine soziale Macht; die Gelehrten dringen in die Leitung der Staatsgeschäfte ein.

Je mehr neue Wege zur Macht sich eröffnen, desto niedriger sinkt die vornehme Geburt im Wert. Im 11. Jahrhundert war der Vorzug des Adels unschätzbar, im 13. Jahrhundert käuflich; 1270 findet die erste Erhebung in den Adelsstand statt, und schließlich dringt die Gleichheit über die Aristokratie selbst in die Regierung ein.

Während der verfloßenen siebenhundert Jahre ist es zuweilen vorgekommen, dass die Adligen dem Volk politi-

sche Macht gegeben haben, um so gegen die königliche Autorität zu kämpfen oder ihren Rivalen die Macht zu entreißen.

Häufiger noch sah man, dass die Könige die unteren Klassen an der Regierung teilnehmen ließen, um die Macht der Aristokratie zu schwächen.

In Frankreich zeigten sich die Könige als die geschäftigsten und beharrlichsten Gleichmacher. Waren sie voller Ehrgeiz und mächtig, so versuchten sie das Volk auf das Niveau der Adligen zu erheben; waren sie maßvoll und schwach, so ließen sie zu, dass das Volk sich über sie selbst stellte. Die einen haben die Demokratie durch ihre Fähigkeiten gefördert, die anderen durch ihre Fehler. Ludwig XI. und Ludwig XIV. wollten unterhalb des Throns alles gleichmachen, Ludwig XV. ist schließlich selbst mit seinem Hofstaat in den Staub gestiegen.

Seit die Bürger anfangen, den Grund und Boden nicht mehr als Lehen zu besitzen, und seit der mittlerweile aufgekommene Reichtum an beweglichen Gütern Einfluss und Macht verlieh, gibt es keine Entwicklungen auf dem Gebiet der Künste, keine Vervollkommnungen in Handel und Gewerbe, die nicht neue Bausteine zur Gleichheit unter den Menschen geliefert hätten. Von diesem Augenblick an sind alle Entwicklungen, alle neuen Bedürfnisse, alle Wünsche, die sich befriedigen wollen, nur Schritte auf dem Wege zur allgemeinen Nivellierung. Die Neigung zum Luxus, die Liebe zum Krieg, die Herrschaft der Mode, die künstlichsten wie die tiefsten Leidenschaften des menschlichen Herzens scheinen miteinander darauf hinarbeiten, die Reichen arm und die Armen reich zu machen.

Seit die geistige Arbeit zu einer Quelle des Reichtums und der Macht wurde, muss man jede Entwicklung der Wissenschaft, jede neue Erkenntnis, jede neue Vorstellung als einen Keim der dem Volk zubereiteten Macht betrachten. Dichtkunst, Beredsamkeit, Witz, Einbildungskraft, Gedankentiefe, alle die Gaben, die der Himmel nach Belieben austeilte, förderten die Demokratie, und selbst wenn sie sich im Besitze der Gegner der Demokratie befanden, dienten sie doch ihrer Sache, indem sie Zeugnis gaben von der natürlichen Größe des Menschen; alle Errungenschaften der Demokratie breiteten sich mit denen der Zivilisation und der Bildung aus, und die Literatur wurde zu einem jedermann offenen Arsenal, aus dem sich die Schwachen und die Armen täglich bewaffneten.

Durchläuft man die Seiten unserer Geschichte, so findet man in den letzten siebenhundert Jahren keine bedeutenden Ereignisse, die nicht die Entwicklung der Gleichheit gefördert hätten.

Die Kreuzzüge und die Kriege mit England rafften viele Adlige dahin und zersplittern ihre Ländereien; die Einrichtung der Gemeinden führt die demokratische Freiheit im Innern der Feudalmonarchie ein; die Erfindung der Feuerwaffen stellt den Bürger dem Ritter auf dem Schlachtfeld gleich; die Buchdruckerkunst öffnet ihrem Verstand gleiche Hilfsmittel; die Post trägt die Bildung in Hütte wie Palast; der Protestantismus versichert, alle Menschen seien gleicherweise imstande, den Weg zum Himmelreich zu finden. Die Entdeckung Amerikas bietet tausend neue Wege zu einem Vermögen und verschafft dem Abenteurer niederer Herkunft Reichtum und Macht.

Wenn man sich – angefangen beim 11. Jahrhundert – an-

sieht, was in Frankreich nach jeweils fünfzig Jahren geschehen ist, kann man nicht umhin, zu bemerken, dass sich in der Ordnung der Gesellschaft eine doppelte Revolution vollzieht.

Der Adlige sinkt auf der sozialen Stufenleiter, der Bürger steigt auf. Alle fünfzig Jahre sind sie einander nähergekommen, und bald werden sie sich berühren.

Diese Entwicklung ist keine Besonderheit Frankreichs. Wohin wir unsere Blicke auch wenden, in der gesamten christlichen Welt sehen wir die gleiche Revolution sich unaufhaltsam vollziehen.

Allenthalben sah man die verschiedenen Ereignisse im Leben der Völker zum Nutzen der Demokratie ausschlagen; alle Menschen haben sie mit ihren Anstrengungen gefördert: solche, die sie zu fördern beabsichtigten, und solche, die daran gar nicht dachten; solche, die für sie stritten, und selbst ihre erklärten Gegner; alle wurden durcheinander in die gleiche Bahn gestoßen und alle haben gemeinsam gewirkt, die einen wider Willen, die anderen unbewusst, sie alle blinde Werkzeuge in den Händen Gottes.

Die stufenweise Entwicklung der Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen ist also ein von der Vorsehung gewolltes Ereignis, denn sie hat dessen wesentliche Merkmale: sie ist allgemein, sie ist beständig, und sie entzieht sich immer neu der menschlichen Einwirkung; alle Begebenheiten und alle Menschen dienen der Entwicklung der Gleichheit.

Kann man wirklich annehmen, eine so weit ausholende gesellschaftliche Bewegung sei durch die Anstrengungen einer Generation aufzuhalten? Meint man, die Demokratie werde, nachdem sie das Feudalsystem zerstört und die Kö-

nige überwunden hat, bei den Bürgern und den Reichen zögern? Wird sie jetzt einhalten, da sie so stark geworden ist, ihre Gegner so schwach?

Wohin gehen wir also? Niemand vermag es zu sagen; denn uns fehlen schon die Vergleichspunkte: Die gesellschaftlichen Bedingungen sind heute in der christlichen Welt einander mehr angeglichen, als sie es jemals zu irgendeiner Zeit in irgendeinem Land der Erde waren; so versperrt uns die Größe dessen, was geschieht, den Blick auf das, was noch geschehen kann.

Das vorliegende Buch ist völlig unter dem Eindruck einer Art religiösen Schauders geschrieben, den der Anblick dieser unwiderstehlichen Revolution im Herzen des Verfassers hervorgerufen hat, dieser Revolution, die seit Jahrhunderten über alle Hindernisse hinweg ihren Weg fortsetzt und die wir heute inmitten der Trümmer, die sie geschaffen hat, immer noch weiter vordringen sehen.

Gott muss nicht unbedingt selbst sprechen, damit wir untrügliche Zeichen seines Willens wahrnehmen; wir brauchen nur den gewöhnlichen Gang der Natur und die beständige Tendenz der Ereignisse zu beobachten; ich weiß, ohne dass der Schöpfer seine Stimme erhebt, dass die Gestirne im Raum den Bahnen folgen, die sein Finger gezogen hat.

Wenn lange Beobachtungen und ernstliches Nachdenken die Menschen unserer Tage zu der Erkenntnis bringen würden, dass die stufenweise und fortschreitende Entwicklung der Gleichheit zugleich die Vergangenheit und die Zukunft ihrer Geschichte ist, dann würde diese einzige Entdeckung der Entwicklung den heiligen Charakter des Willens unseres höchsten Gebieters verleihen. Die Demo-

kratie aufhalten zu wollen, erschiene dann als ein Kampf gegen Gott selbst, und die Nationen könnten sich nur mit der Gesellschaftsordnung abfinden, die ihnen die Vorsehung zuweist.

Die christlichen Völker scheinen mir heute ein erschreckendes Schauspiel zu bieten; die Bewegung, die sie davonträgt, ist schon zu stark, als dass man sie aufhalten könnte, und sie ist noch nicht reißend genug, dass man daran verzweifelte, sie zu lenken: Die christlichen Völker halten ihr Schicksal in ihren Händen; aber bald wird es ihnen entgleiten.

Die Demokratie belehren, ihre religiösen Überzeugungen nach Möglichkeit beleben, ihre Sitten reinigen, ihre Bewegungen in eine Ordnung bringen, nach und nach ihre Unerfahrenheit durch die Einsicht in die Staatsgeschäfte, ihre blinden Neigungen durch die Kenntnis ihrer wahren Interessen ersetzen, ihre Regierung Zeit und Ort anpassen: das ist es, was den Menschen, die heute an der Spitze des Staates stehen, als oberste Pflicht auferlegt ist.

Eine durchaus neue Welt bedarf einer neuen politischen Wissenschaft.

Aber daran denken wir kaum: Mitten in einem reißenden Strom stehend, heften wir die Augen hartnäckig auf einige Trümmer, die man noch am Ufer wahrnimmt, während uns die Strömung mit sich führt und uns rücklings dem Abgrund zutreibt.

In keinem der europäischen Völker hat die große soziale Revolution, die ich eben beschrieben habe, schnellere Fortschritte gemacht als bei uns; sie ist hier aber immer dem Zufall gefolgt.

Niemals haben die Staatsoberhäupter daran gedacht, ihr

den Weg zu bereiten; sie hat sich gegen ihren Willen oder ohne ihr Wissen vollzogen. Die mächtigsten, klügsten und moralisch höchststehenden Klassen der Nation haben gar nicht versucht, sie in ihre Gewalt zu bekommen, um sie zu lenken. So blieb die Demokratie ihren ungezügelten Neigungen überlassen; sie wuchs heran wie die Kinder ohne väterliche Aufsicht, die sich in den Straßen unserer Städte selbst erziehen und nur die Fehler und die Probleme der Gesellschaft kennen. Noch schien man ihre Existenz nicht zu bemerken, als die Demokratie sich unversehens der Herrschaft bemächtigte. Da nun unterwarf sich jeder sklavisch ihren kleinsten Wünschen; man betete sie an als das Sinnbild der Macht; als in der Folge ihre eigenen Ausschweifungen die Demokratie geschwächt hatten, fassten die Gesetzgeber, anstatt zu versuchen, sie zu belehren und zu läutern, den törichten Entschluss, sie zu beseitigen, und dachten, statt ihr beizubringen, wie man regiert, allein daran, sie von der Regierung auszuschließen.

Der Erfolg war, dass sich die demokratische Revolution im äußeren Gefüge des Staates vollzog, ohne in den Gesetzen, Vorstellungen, Gewohnheiten und Sitten den Wandel zu bewirken, der nötig gewesen wäre, um die Revolution fruchtbar zu machen. So haben wir die Demokratie, aber ohne das, was ihre Fehler mildern und ihren natürlichen Vorzügen zum Durchbruch verhelfen könnte; schon sehen wir das Schlechte, das sie mit sich führt, aber noch bemerken wir das Gute nicht, das sie hervorbringen kann.

Als die königliche Gewalt, gestützt auf die Aristokratie, die Völker Europas friedlich regierte, genoss die Gesellschaft in all ihrem Elend manches Glück, von dem wir uns